

Johanna Katzera (geb. Wagner)

Schlaflos in der Regenzeit

Traumreise nach Südamerika

*Gewidmet meiner Großmutter, die nie das Meer oder die Berge sah –
aber in meinem Herzen immer mitgereist ist.*

8. Auflage 2020

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2013 by Johanna Katzera (geb. Wagner)

Umschlaggestaltung und Umschlagmotiv: Johanna Katzera

Titelfoto: In Cajamarca, Peru

Fotos und Karte: Johanna Katzera

Layout und Satz: Johanna Katzera

Druck und Bindearbeiten: Horn Digitaldruck, Melsungen

Gedruckt in Deutschland

ISBN 3-9810067-7-1

Papier: Dieses Buch wurde aus dem Recycling-Papier EnviroTop produziert, das zu einhundert Prozent aus Altpapier besteht und einer CO2-neutralen Produktion entstammt. Das Papier ist mit dem »Blauen Umweltengel« ausgezeichnet.

www.einfachachtsam.de

Instagram: [@einfachachtsam_sylt](https://www.instagram.com/einfachachtsam_sylt)

Facebook: [@einfachachtsam](https://www.facebook.com/einfachachtsam)

INHALT

KAPITEL EINS – ALLES ANDERS

Dezember 2009

Tabula Rasa

Die Armut unter der Abgasglocke

Über das Schreiben I

Sich unter acht Millionen begegnen

Es ist Weihnachten

Schatten der Nacht und ihre Schattenseiten

Januar 2010

Peru: Reizfülle. Reizleere. Reizvoll

Postkarte für dich

Menschenhand

Über das Schreiben II

Lima und die Welt

Wo die innere Welt lauter sein darf, als die äußere

Februar 2010

Die Welt hinter der Scheibe

Schweigendes Grün und Kinderaugen

KAPITEL ZWEI – GLOBALES DORF

Februar 2010

Bussauna bis Ecuador

Quito

März 2010

Rosen tragen Dornen und die selige Stille von Baños

Busfahrt hinter grauen Gardinen

Cuenca

Cajamarca, die Stadt der zwei Welten

Etappenschreiben

In der Gegenwart in der Vergangenheit

Schlaflos in der Regenzeit

KAPITEL DREI – IMMER WEITER

März 2010

Lima von oben

La Ciudad Blanca

Auf den Spuren der Inka

La Paz

Kreislauf des Lebens

April 2010

Zurück an die Costa

Neuer Tag, neue Welt

*»Und wenn wir die ganze Welt durchreisen, um das Schöne
zu finden: Wir mögen es in uns tragen,
sonst finden wir es nicht.«*

Ralph Waldo Emerson

KAPITEL I

ALLES ANDERS

Tabula Rasa

Bis bald«, sage ich und beende um sechs Uhr morgens das >>Telefonat. *Bis in sechseinhalb Monaten.* Ich habe die ganze Nacht telefoniert und keine Sekunde geschlafen. Ein letztes Mal habe ich der vertrauten Stimme von meiner Freundin zugehört, die in dieser Nacht noch so nahe war.

Draußen ist es kalt und in den frühen Morgenstunden kann sogar der Schnee die deutsche Winterlandschaft nicht erhellen. Es ist dunkel und still. Die Welt schläft – ich bin hellwach. Und da ich schlaflos nicht verschlafen kann, schalte ich den Wecker wieder aus. Als letzten Gegenstand quetsche ich ihn in meinen Rucksack, während in der Lautlosigkeit des Zimmers das stockende Geräusch des Reißverschlusses ertönt. Dann herrscht wieder Stille. Dass mein Herz an diesem Morgen lauter schlägt, ist das einzige, was ich vernehmen kann und so lausche ich für einen kurzen Moment seinen Klängen. Erst in diesem Augenblick bemerke ich, wie aufgeregt ich bin.

Mein Blick ruht auf dem Rucksack, der den Beginn der Reise ebenso gespannt erwartet, wie ich. Es ist eine Reise ins Abenteuer. Eine Reise nach Südamerika – meine Traumreise.

Ich verabschiede mich von meiner Mutter und meinen Geschwistern und kann trotz der Vorfreude meine Tränen nicht verbergen. Zwischen dem Zeitpunkt des Zurücklassens und dem Moment des Wiedersehens ruht ein Fragezeichen, das herausfordernd beflügelt, aber manchmal auch beängstigt. Doch für die kleinen Zweifel bleibt keine Zeit und so sitze ich wenige Minuten später neben meinem Vater im Auto. Über die Autobahn rasen wir durch den deutschen Winter zum Flughafen, der das Tor in den südamerikanischen Sommer ist.

Dort holen mich die in der Nacht verpassten Träume ein: Dass ich schon in wenigen Stunden in Südamerika sein werde, fühlt sich vollkommen unreal an. Seit meiner Rückkehr aus Brasilien vor vier Jahren träume ich von diesem Tag. Damals arbeitete ich in einer

Kindertagesstätte, besuchte kranke Personen und leitete Projekte für Kinder aus den Armenvierteln in einer kleinen Stadt nördlich von Sao Paulo. Diese Zeit entfachte meine Leidenschaft für den südamerikanischen Kontinent. Als hätte die Welt mir damals ihre Türen geöffnet, durfte ich die Dinge seither aus einem anderen Winkel betrachten, denn die Ferne zeigt Alternativen auf, wo die Heimat manchmal zementiert erscheint und rückt die Dinge in ein anderes Licht. In der Freundlichkeit der Menschen, in ihrer fremden Kultur und dem fröhlichen Klang der portugiesischen Sprache hatte ich ein Zuhause finden dürfen. Ich fühlte mich in der Fremde zu Hause, bis mein Visum ablief, ich meine Koffer wieder packen und die Tür von außen schließen musste.

Dennoch hatte ich damals einen kostbaren Schlüssel gefunden, der mir weitere Türen öffnen würde: Ich habe erfahren, dass alles möglich ist, wenn ich es aus ganzem Herzen will und dass sich die Dinge fügen, wenn ich dem Leben und seinen Wegen vertraue. Das Universum fordert jeden zum Tanz auf. Man muss nur einwilligen, den Kopf ausschalten und sich führen lassen!

Als ich vor vier Jahren in Sao Paulo das Flugzeug betrat, wusste ich, dass mein Flug zurück nach Deutschland eher ein Hinflug war – der wahre Rückflug geht heute. Er bringt mich zurück nach Südamerika. Dorthin, wo die Uhren langsamer ticken und sich die Wärme der Sonne auf die Menschen zu übertragen scheint. Und während ich in Gedanken die Bedeutung meiner Flugrichtung verkehrte, stellte ich mir selbst die Diagnose *Fernweh*. Fernweh ist eine Sucht, die immer wieder die Ferne sucht. Doch sie zehrt nicht aus, ich zehre von ihr. Sie bereichert und verzückt, weitet den Horizont und weitet mein Herz. Sie zeigt viel Schatten, aber nur, weil auch die Sonne scheint. Das Leben ist facettenreich, wenn ich in dem Bilderbuch der Welt blättern darf. Ich bin jung, ich bin frei und ich möchte nie damit beginnen, meine Träume mit dem Wort *später* in glänzendes Geschenkpapier zu binden.

Wann soll meine Reise beginnen, wenn nicht jetzt?

Ich fange zu lesen an,
ich fange zu schreiben an,
ich fange zu leben an!

Von Frankfurt nach Caracas, von Caracas nach Lima. Nur acht Worte auf dem Ticket und zwei Schritte in der Realität sind erforderlich, um jene Distanz zu überwinden. Gedankenverloren checke ich ein. Da ich in Caracas nur wenig Zeit bis zu meinem Anschlussflug nach Lima habe, frage ich nach, ob mein Gepäck dort direkt in das nächste Flugzeug verladen wird. Die Dame vom Bodenpersonal kann mir keine Antwort geben. Ich hake nach. »Eine Flugverspätung des Fluges noch in Frankfurt, würde es unmöglich machen, dass mein Gepäck den Anschlussflug erreicht«, erkläre ich. Sie könne mir da nicht weiterhelfen und ihre forschenden Worte wirbeln plötzlich Umstände auf, die das Ticket verschweigt. »Wie wollen Sie überhaupt durch Südamerika reisen, wenn Sie sich nicht einmal auf einem fremden Flughafen zurechtfinden können?«

Wie eine Ohrfeige kleben die Worte an meiner Wange und schallen in meinen Ohren nach. Nach einer kurzen Stille fällt mir nichts Besseres ein, als zurückzuschlagen, sodass ihre unverschämten Worte wenig später als Beschwerde zwischen ihr und ihrem Vorgesetzten haften. Vielleicht ein vergeblicher Versuch, ihr die eigene Unverschämtheit bewusst zu machen oder eine gelungene Reaktion, ihren Worten die Kraft zu nehmen. Vielleicht auch einfach eine unüberlegte Reaktion meiner Selbst, das sich unausgeschlafen von Banalitäten aus dem Konzept bringen lässt. Wie auch immer, jene Worte kann ich nicht einfach herunterschlucken. Hätte ich sie einfach heruntergeschluckt, hätte ich mich fragen müssen, wie ich mich in Südamerika verständigen wolle, wenn ich schon in der deutschen Sprache auf den Mund gefallen bin.

Ich lese die letzten Abschieds-SMS und schalte dann mein Handy aus. Ich lasse es für das kommende halbe Jahr verstummen und augenblicklich verströmt sich ein Gefühl unbändiger Freiheit in mir.

Weder Ton, noch Vibration werden auf sich aufmerksam machen können. Keine Taste wird gedrückt, nichts gesendet, nichts empfangen, außer der leisen Botschaft, die sich Stille nennt und auf 161 Zeichen die bloße Leere zum Inhalt trägt. Gelegentlich stelle ich erschrocken fest, dass mein Handy fast zu einem körperähnlichen Glied geworden ist – der automatisierte Griff an die Hosentasche, um ein vermeintliches Vibrieren zu kontrollieren, der regelmäßige Blick auf das Display, das die Uhrzeit verrät sowie das

ständige Nachsehen, ob neben der Uhrzeit ein kleiner Briefumschlag aufgetaucht ist, sind längst zu einer unbewussten Routine geworden. *Hat jemand an mich gedacht?* Wie absurd, dass ein solches Symbol mir Auskunft darüber geben möchte. Und das, obwohl ich entschieden gegen die ständige Erreichbarkeit bin. Doch sie wird ja von allen Seiten verlangt, beinahe erwartet. Schleichend hat jenes merkwürdige Körperteil seinen wuchernden Weg auch in mein Leben gefunden und erst in diesem Augenblick bemerke ich, dass ich es einfach nur ausschalten muss. Still frage ich mich, wer in den vergangenen Jahren wen besessen hat? Ich mein Handy oder mein Handy mich?

Die Freiheit und die Möglichkeiten, die mir das Handy einst suggerierten, haben sich längst verflüchtigt. Die Möglichkeit, erreichbar zu sein, hat sich in eine Pflicht verkehrt. Nicht erreichbar zu sein, scheint in der Heimat unerreichbar. Dieser Zustand der Dauerbereitschaft ist einer der Gründe, das schnelllebige Deutschland für einige Zeit hinter mir zu lassen.

Um nicht schwerer zu machen, was ohnehin schwer fällt, schlucke ich die Tränen beim Abschied meines Vaters herunter und nachdem ich mich aus der Umarmung gelöst habe, gehe ich. Die ersten Schritte in die andere Richtung sind die ersten Schritte meines neuen Lebens. Von nun an läuft die Uhr rückwärts, bis ich in 191 Tagen mein altes Leben wieder betreten werde. Doch jetzt bin ich erst mal *weg*.

Ich schlendere über den Flughafen, warte auf den Moment das Flugzeug betreten zu können und in dem Warten hänge ich meinen Gedanken nach, die selbst nicht wissen, wohin sie laufen sollen. Mein innerer Kompass? Übernächtigt und funktionslos. Mit einem Kaffee, der wieder Struktur in das zwischen Realität und Traum schaukelnde Ich bringen soll, setze ich mich schließlich in die Wartehalle. Noch befinde ich mich auf deutschem Boden, der dennoch Füße aus aller Welt trägt.

Der polierte deutsche Boden glänzt.

Er trägt ein Stimmenwirrwarr verschiedener Sprachen, beherbergt angespannte Gesichter, erwartungsvolle Gesichter und weinende Gesichter, in denen der Abschied seine Spuren malt. Ich beobachte das Treiben durch die Spiegelungen des sterilen Bodens, der die Lebendigkeit des Flughafens ein wenig dämpfen kann. Klänge

verlieren ihren Ton, Bewegungen ihre Geschwindigkeit und Koffer werden lautlos gerollt. Allein die Absätze der Damenschuhe lassen einen Takt entstehen, der meinem Herzschlag an diesem Morgen eine Melodie verleiht: Schnell und kraftvoll spiegelt dieser meine Vorfreude und Nervosität wider.

Auf der Anzeigetafel leuchten die verschiedenen Flugziele und ich habe den Eindruck, als treffe sich die Welt in diesen Buchstaben, die bereits etwas von ihrer Größe und Vielfalt verraten. Inmitten des Buchstabensalates, inmitten all der Reiseziele markiere ich in Gedanken »Caracas« und drücke auf **fett**.

Mein Ziel,

meine Antwort auf das Gefühl von Fernweh.

Mit einem konstanten Klappern suchen die Zifferblätter pausenlos nach dem passenden Buchstaben und formen den Namen der Stadt, der das Abenteuer verbildlicht und es mit jeder weiteren Zeile näher kommen lässt. Auch Caracas wandert höher und meine Vorfreude steigt in gleichem Maße.

Als *Tabula Rasa*, als eine unbeschriebene Tafel, sitze ich am Flughafen und bin gespannt, welche Spuren die kommenden Monate auf mir hinterlassen werden. Noch bin ich ein weißes Papier, das nicht ahnen kann, was der Zeichner darauf verwirklichen wird. Was wird gezeichnet und was wird mich zeichnen? Werde ich mir ein Radiergummi wünschen oder hoffen, der Künstler könne eine Kopie des Vortages anfertigen? Nach dieser Spannung in der anfänglichen Leere verlangt das Fernweh, wenn der deutsche Alltag nur eintönig zeichnet. Wie ein Magnet zieht sie mich in die Ferne.

Bevor mein Flug zum Boarding aufgerufen wird, überreiche ich dem Künstler meiner Reise Farben und Pinsel und verschenke mich als weißes Papier. Ich erwarte nichts – nur so kann ich nichts verlieren, aber alles erhalten.

Kleines Deutschland. Pünktlich betrete ich das Flugzeug, doch abheben werden wir erst eine Stunde später als geplant, sodass sich meine Bedenken noch in Frankfurt realisieren: Ich werde meinen Anschlussflug in Caracas definitiv ohne Gepäck antreten müssen. Dieser misslichen Feststellung muss ich direkt eine weitere hinzufügen, denn ich habe mein Handgepäck für einen solchen Fall

nicht gut, eigentlich überhaupt nicht, gepackt. Voll Ironie richten meine Gedanken die Frage an mich, wie ich durch Südamerika reisen wolle, wenn ich bereits in Deutschland unzulänglich geplant habe. Schmunzelnd schiebe ich den Gedanken beiseite.

Die Welt vor dem Fenster setzt sich in Bewegung, das Flugzeug beschleunigt, presst mich in den Sitz, hebt ab. Und während es abhebt, beginnt auch das Glück in mir zu fliegen. Mein innerer Kompass richtet sich zielstrebig in Richtung Vorfreude aus und mein Herz klopft schneller, als Damenfüße schreiten können. Beim Blick aus dem Fenster schrumpft die Skyline von Frankfurt, während das Glück in mir wächst. Ob der Flug Hinflug oder Rückflug heißt, ist mir in diesem Moment einerlei. Ich beschließe, dass er beides ist: Die Welt ist mein Zuhause.

Kurzes Venezuela. Neben mir sitzt ein muslimischer Anwalt aus Venezuela. Er kommt von einer Pilgerreise aus Mekka und freut sich auf zu Hause. Unausgesprochen weiß ich, dass seine Gedanken ihn ebenso lebendig unterhalten, wie mich die meinen. Dennoch sitzen wir mit einem wesentlichen Unterschied nebeneinander: Ich habe das Glück *Tabula Rasa* zu sein, während ich dem ruhigen Blick seiner Augen und der Wärme seiner Worte entnehmen kann, dass seine Reise einen wunderbaren Zeichner gehabt haben muss. Ausgeglichen und besonnen sitzt er neben mir, verkörpert Ruhe und Zuversicht, beinahe, als trage er nun ein Stück des Wallfahrtsortes in sich.

Nach zehneinhalb Stunden landen wir sicher auf der anderen Seite des Atlantiks in Caracas. Ob ich meinen Anschlussflug nach Lima erreichen werde, ist in diesem Moment jedoch alles andere als sicher. Für Einreise und Ausreise bleiben mir nur vierzig Minuten. Mein Gepäck habe ich längst aufgegeben – leider nicht am Schalter. Die Stewardess versichert, dass sie alles in die Wege leiten wird, damit mein Gepäck nach Lima nachgeschickt wird und ein netter Tunesier hilft mir mit seinen Spanischkenntnissen bei der Kurzreise durch Venezuela. Dem Land, in dem Präsident Chávez im Dezember 2007 eine eigene, auf der Welt einmalige, Zeitzone einführte.

Unendliches Lima. Nach einer knappen Stunde habe ich das Land wieder verlassen und sitze im nächsten Flugzeug. Erleichtert atme ich durch. Jetzt habe ich nichts mehr zu verlieren: Den Anschluss-

flug habe ich erreicht und mein Gepäck ist bereits verloren.

Die engen Sitzplätze enthalten mir den ersehnten Schlaf vor, sodass ich mich in den Gesprächen mit den Mitreisenden verliere. Links neben mir sitzt ein etwa fünfzigjähriger bolivianischer Professor, rechts neben mir eine junge Norwegerin. Links versuche ich mich im Spanisch, rechts führe ich eine Unterhaltung auf Englisch. Dabei fühle ich mich wie eine Rechtshänderin, die mit der linken Hand zu Schreiben versucht. Ich weiß, was ich ausdrücken möchte, doch das Ergebnis ist unleserlich und letztlich ist es vermutlich der ständige Wechsel, der mich in meinem müden Zustand vollends überfordert. Um zu vermeiden, dass die anderen meinen Erzählungen nicht folgen können, beschließe ich zuzuhören und lausche den Fremden, die ihr Leben in wenige Worte packen: Der Professor ist auf dem Weg zurück in seine Heimatstadt La Paz, dem Regierungssitz Boliviens. Er erzählt, dass er mehrere Male für einige Monate in Deutschland lebte und kann mit seinen vereinzelt deutschen Sätzen einzig mehr Chaos in das vorherrschende Sprachengemisch bringen. Als Dank für die deutsche Gastfreundschaft bietet er, für den Fall, dass ich nach La Paz reisen werde, die seine an. Gleichermäßen vorsichtig wie dankbar, nehme ich seine Adresse entgegen und halte mir sein Angebot als Option offen.

Die Norwegerin hat blondes Haar und ihre blauen Augen sind so klar wie ihre Haut. Ich mag die Gesichter der Norweger, in denen man die kalten Witterungen des Landes lesen kann. Sie sehen so rein aus, wie das Wasser, das durch ihre Landschaft fließt. Die Norwegerin ist auf dem Weg zu ihrem Verlobten, einem Peruaner, der in Lima lebt. Strahlend erzählt sie, wie sie sich vor einigen Jahren auf einer Reise durch Südamerika kennenlernten und dass sie im kommenden Monat heiraten werden, als sich in der Tiefe überraschend ein gigantisches Lichtermeer abzeichnet. Lima füllt den unter uns liegenden Landstrich der Erde in alle Richtungen bis an den Horizont. Nach der zweiten geglückten Landung und einem weiteren Stempel in meinem Reisepass suchen die Norwegerin und ich gemeinsam den Ausgang auf. Behutsam trägt sie neben dem Koffer ihr Brautkleid über den Flughafen, während ich bloß mein spärliches Handgepäck in den Händen halte. Ohne Adressen auszutauschen verabschieden wir uns mit den Worten »Vielleicht läuft man sich in Lima ja mal über den Weg«. Noch ahne ich nichts von der Dimension der Stadt ...

Salida, Ausgang, leuchtet in großer Schrift über mir und alles was ich denke ist *Entrada*, Eingang. Die schwüle südamerikanische Luft empfängt mich, während mein Blick die Mensentraube nach zwei unbekanntem Gesichtern absucht. Durch ein Schild mit den Worten »Vida Nueva« würde ich die beiden ausfindig machen können, wurde mir in Deutschland per Telefon mitgeteilt.

Vida Nueva bedeutet »neues Leben« und ist der Name der Therapieeinrichtung¹ für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen, in der ich in den kommenden vier Monaten als Physiotherapeutin arbeiten werde. Während meine Augen meinen Schritten suchend vorauslaufen, überfällt mich trotz der Hitze ein Schauer, der sich als Gänsehaut auf meinen Körper legt. Es ist, als halten zwei fremde Hände Worte in die Luft, die die Überschrift für die vor mir liegende Zeit darstellen: *Vida Nueva* - neues Leben.

Dann erkenne ich in der Masse der exotischen Gesichter, wonach ich suche: Mein Blick klettert an den Armen herunter, die das besagte Schild in die Höhe halten und begegnet einem lächelnden Gesicht.

Ich treffe auf Sra. Marcella und ihren Mann. Marcella hat ein warmes, breites Lächeln und dunkle Locken. Ihr Ausdruck ist herzlich, sodass ich mich eher willkommen fühle, als sie ihr fröhliches »*Bienvenida a Peru*« in die überfüllte Flughafenhalle ausruft. Sie ist die Leiterin des Centro Vida Nuevas in Santa Clara. Santa Clara ist ein Armenviertel im Distrikt Ate Vitarte. Ate Vitarte ist eines der 43 *Distritos* von Lima. Lima ist mit rund acht Millionen Einwohnern die größte Stadt Perus. Peru ist der drittgrößte Staat Südamerikas. Südamerika ist der viertgrößte Kontinent der Erde. Würde an diesem Abend jemand die Details des südamerikanischen Kontinents durch ein Mikroskop betrachten, würde er eventuell auf einen winzigen lächelnden Punkt treffen, der nach über vier Jahren zurückgekehrt ist: Das bin ich.

Die feuchte schwüle Luft der Nacht umschlingt mich wie ein alter Freund. Mit Winterkleidung betrete ich den südamerikanischen Sommer und wünsche mir eine kalte Dusche, die die Spuren der mittlerweile fast vierundzwanzig Stunden andauernden Reise von mir wäscht. Ich reise durch die Jahreszeiten und erlebe noch vor dem Kultur- einen Temperaturschock. Während der äußere, in

1 für weitere Erläuterungen siehe Seite 171

Deutschland vorgegebene Takt oft Unruhe mit sich bringt, kann der stete Wechsel der Jahreszeiten Ruhe und Beständigkeit auf mich übertragen. An diesem Tag habe ich mich selbst entwurzelt und mir eine wertvolle Ruhe genommen, die die tosende Metropole Lima leichthändig durch Rastlosigkeit ersetzt.

Die fremde Sprache dringt in meine Ohren, und ich versinke in ihren melodischen Klängen. Wie viel Ferne allein die Stimme trägt, die eine andere Sprache spricht ... Der Duft Südamerikas macht Erinnerungen lebendig und heißt mich Willkommen. Abgase beschweren die Luft, deren Motoren auch zu später Stunde noch unüberhörbar laut die Stadt belagern. Dennoch dringt der Geruch des Kontinents hindurch, der wie der individuelle Geruch eines Menschen von Parfum lediglich bedeckt, nicht jedoch verdrängt werden kann. Alle Sinneswahrnehmungen rauben binnen kürzester Zeit die Vorstellungskraft eines kalten, verschneiten Deutschlands, in dem ich noch vor wenigen Stunden in Weihnachtsstimmung gewesen bin. Nun bin ich hier. Gelandet in meinem *Vida Nueva*.

Mit dem Auto begeben wir uns auf den langen Weg an das andere Ende von Lima. Schier endlos reihen sich die Häuser aneinander und ich frage mich, wann die Lichter verglimmen und wo die Wüste die Stadt ablöst. Die Bilder vor der Fensterscheibe überschlagen sich: Überfüllte Straßen, Märkte, Menschen. Während ich mich bemühe, mit meinen Portugiesischkenntnissen ein Gespräch auf Spanisch zu führen, um Sra. Marcella und ihren Mann kennenzulernen, versuche ich gleichzeitig die Bilder außerhalb des Autos zu erfassen. Mein portugiesisch tarnt sich und ich werde verstanden. Doch die Sprache, die die Bilder sprechen, kann ich nicht verstehen. Ich bin fasziniert von der Großstadt und zugleich entsetzt von dem Ausmaß ihrer Armut. Unter dem Licht der Straßenlaternen drängt sie sich immer näher an die Autoscheibe. Ich bin überfordert.

Der Weg über den Atlantik hat mich in eine andere Welt versetzt. Auf der anderen Seite der Erde rauschen fremdartige Bilder an mir vorbei und erschüttern in einer Schnelligkeit, als würde ich in einem Daumenkino blättern.

KULTURSCHOCK!

Lima belebt mich, obwohl es spät geworden ist. Die Stadt wartet mit einem Abenteuer. Das lässt sie mich spüren, das weiß ich!

Nachdem ich mein Zeitgefühl und jeden Sinn für Orientierung längst verloren habe, erreichen wir in dem Straßenlabyrinth der Metropole unser Ziel und mein Zuhause für die kommenden vier Monate: Santa Clara.

Grau und dennoch bunt, verlassen und dennoch lebendig, liegt vor dem Fenster eine Häuserlandschaft, die die Hügel hinaufklettert und in den sternlosen Himmel übergeht. Der Smog hat die Sterne aus dem nächtlichen Firmament radiert.

Eine verlassene Straße führt schließlich zum Centro Vida Nueva, in dem mich die anderen Volontäre und Wilber, der Aufseher des Centros, herzlich begrüßen. Wir sitzen in der Küche, trinken Tee und essen die köstlichen Früchte, die in Südamerika so viel besser schmecken als in der Heimat.

Ich erzähle von meiner Reise, die anderen von Lima und der Arbeit im Centro. Ihre Begeisterung steckt an, während die Einfachheit der Küche mir das reichhaltige deutsche Leben entzieht. Ein Gasherd, Blechtöpfe, das laute Brummen des Kühlschranks und ein aufgebühter Kräutertee – minimalistisch, so beginnt meine Zeit in Lima und ich spüre schon jetzt, wie bereichernd dies ist.

Mit den anderen Volontären teile ich ein Zimmer. Es ist schlicht, aber gemütlich. Vier Betten, eine kleine Kommode, ein Regal und ein eigenes Bad am anderen Ende des Zimmers. Durch die Fenster blickt man in den Garten des Centros. Die anderen statten mich mit den Dingen aus, die ich normalerweise meinem Reisegepäck entnommen hätte und anschließend falle ich erschöpft, neugierig und dankbar ins Bett. Ein spannender, für mich dreißigstündiger 13. Dezember findet in diesem Moment sein Ende, in dem der Rest gerade erst beginnt.

Nach zwei schlaflosen Nächten und sechs Stunden Zeitverschiebung, werde ich nun versuchen, den Rhythmus meiner neuen Zeitzone, meines *Vida Nuevas* zu finden. Den Rhythmus, in dem mein Traum schlägt und der Künstler zeichnet. Längst ist das Papier nicht mehr weiß.

Tabula Rasa ist Vergangenheit.

Die Gegenwart – mein Traum.

Die Zukunft – mein Abenteuer.

Die Armut unter der Abgasglocke

Weit weg von zu Hause und online doch ganz nah. In meinem Postfach warten unbeantwortete E-Mails, die eher vor Ort gewesen sind, als ich es war. Alle tragen zwei Fragen zum Inhalt: »Wie geht es dir?« und »Und, wie ist es so?« Die erste Frage kann ich schnell und leicht beantworten: Mir geht es gut. Ich bin glücklich und so aufgeregt wie Kinder, die sich freuen, dass in einer Woche Weihnachten ist. Auch ohne Wunschzettel beschenkt mich Lima in jedem Moment mit jedem Moment. Jede Sekunde ist eine Überraschung. Nichts ist vorhersehbar, außer, dass eben nichts vorhersehbar ist. Um die zweite Frage zu beantworten, brauche ich ein bisschen länger. Vielleicht sogar ein ganzes Buch ...

Wie also ist es so?

Mein neues Leben. Mein neuer Job. Meine neue Stadt – Lima. Einen ersten Eindruck gibt es nicht, dafür ist die Stadt zu schnell. Kaum habe ich ein Bild fixiert, ist dieses unmittelbar in Veränderung begriffen und der erste Eindruck bereits überholt. Beständig sind nur die Lebendigkeit, das Grau und das Chaos, die sich als Konstante einen Weg durch die Stadt bahnen.

Mein Reiseführer sieht das ähnlich, berichtet jedoch nicht besonders passioniert, eher kritisch über die Hauptstadt Perus. Aus ihm entnehme ich nun erneut die Fakten, die ich in der Heimat nicht fassen konnte: 1535 gegründet, größte Stadt des Landes, rund acht Millionen Einwohner, über siebzig Quadratkilometer Fläche, wächst mit Zahlen, die niemand kennt. Doch trotz der kolonialen Altstadt, die seit dem Jahr 1991 zum Weltkulturerbe zählt, wird Lima meist als ein *grauer Moloch* bezeichnet, der einen Touristen nur wenige Tage unterhalten kann, bevor Lärm, Verkehr und Staub ihn wieder abreisen lassen.

Bereits nach vier Tagen bin ich hingegen dankbar, dass ich länger als die drei Tage bleiben darf, die eine klassische Rundreise durch Peru vorsieht. Denn schon jetzt bin ich eine Verehrerin der Stadt. Eine Fremde in der Fremde, die sich freut, dass Lima für sie vier Monate lang spannend bleiben darf, da sie am äußersten Rande der